

HINTERGRUND KULTUR UND POLITIK

Organisationseinheit	39
Reihe	Literatur
Kostenträger	P.3.3.03.0
Titel	Der weiße Pfad. Wie sich die Welt mit dem Buch bereisen lässt
AutorIn	Norbert Hummelt
RedakteurIn	Dr. Jörg Plath
Sendetermin	3.5.2020
Ton	Hermann Leppich
Regie	Stefanie Lazai
Besetzung	Stephanie Eidt, Bettina Kurth, Tonio Arango, Niklas Korth, Friedhelm Ptok

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf vom Empfänger ausschließlich zu rein privaten Zwecken genutzt werden. Jede Vervielfältigung, Verbreitung oder sonstige Nutzung, die über den in den §§ 45 bis 63 Urheberrechtsgesetz geregelten Umfang hinausgeht, ist unzulässig.

© Deutschlandradio

MUSIK: Franz Schubert, D 911, Winterreise, „Gute Nacht“, nur Klaviervorspiel, wegziehen unter:

SPRECHER 1 [LIEST MCFARLANE]: Zwei Tage vor der Wintersonnenwende; Gezeitenwechsel des Jahres. Den ganzen kalten Tag wirkten Stadt und Land wie angehalten, abgestellt. Fünf Grad unter null, die Luken der Erde dicht. Die Wolken voller Schnee, der nicht fallen wollte. (...) Im flachen Bogen zog die Sonne über den Himmel. Dann, kurz bevor es dämmerte, kam der Schnee – und fiel fünf Stunden ohne Pause, drei Zentimeter die Stunde.

Ich saß an diesem Abend am Schreibtisch, ohne zu arbeiten, weil das Wetter mich ablenkte. Immer wieder hielt ich inne, stand auf, sah aus dem Fenster. Der Schnee segelte durch den orangen Kegel einer Straßenlaterne, dicke Flocken wie Funken aus dem Hochofen.

Gegen acht Uhr hörte es auf zu schneien. Eine Stunde später ging ich hinaus.

ERZÄHLERIN: So fängt ein Buch an, das man weiterlesen möchte. Raum und Zeit sind ganz genau erfasst – wir wissen, wo wir sind, aber dann geschieht eine Veränderung, und die bewirkt, dass einer aufbricht.

ERZÄHLER: So wie jedes neue Buch ein Aufbruch ist. Erst einmal steht gar nichts da. Tabula rasa, weißes Blatt, oder leerer Bildschirm. Dann sieht man etwas, geht ein Stück. Trägt erste Spuren ein. Die Reise kann beginnen.

SPRECHERIN 2

Der weiße Pfad. Wie sich die Welt mit dem Buch bereisen lässt.

Von Norbert Hummelt.

SPRECHER 1 [LIEST MCFARLANE]: Am südlichen Ende der Siedlung steht vor einer Weißdornhecke die letzte Laterne, daneben ein Loch in der Hecke, das auf einen schmalen Feldweg führt.

Ich folgte dem Feldweg in ost-südöstlicher Richtung hinauf zur Kuppe eines langgestreckten Kreidehügels, der im Dunkeln wie ein Walfischrückgrat glänzte. (...) Diesen Pfad bin ich vermutlich öfter gelaufen als jeden anderen. Es ist ein junger Weg, vielleicht fünfzig Jahre alt, kaum mehr.

ERZÄHLERIN: Ein junger Weg von fünfzig Jahren! Was Robert Macfarlane sucht, sind „alte Wege“. Ihnen geht er nach, zu Fuß, in England und anderswo. Das Reisen wird so ein Spurenlesen – im noch nicht völlig kartographierten Raum.

ERZÄHLER: Den es im Grunde gar nicht mehr gibt. Alles steht doch im Navi verzeichnet. Ich erinnere mich, wie ich als Kind von den weißen Flecken auf dem Weltatlas las, die sich im Inneren Afrikas oder in der Wüste Gobi befanden. Diese Gegenden stellte ich mir vor, aber dort hingefahren bin ich nie. Nun gibt es gar keine weißen Flecken mehr, höchstens noch in der Tiefsee.

ERZÄHLERIN: Keine weißen Flecken mehr, aber hin und wieder ein weißer Pfad. Nur für ein kurzes Zeitfenster vielleicht.

SPRECHER 1 [LIEST MCFARLANE]: An diesem Abend war der Pfad eine graue Schneegasse, die ich bis zu einem mit Birken bewaldeten Hang hinaufging, wo der Lehmboden in blanke Kreide übergeht. Am hinteren Saum des Birkenhains schlüpfte ich durch eine efeubedeckte Lücke auf das vierzig Morgen große freie Feld. Auf den ersten Blick schien das Feld makellos; eine weite Eisfläche. Doch als ich es betrat und querfeldein lief, entdeckte ich mehr und mehr Abdrücke. Zu all den Spuren fügte ich meine hinzu. Der Schnee war erstaunlich gut lesbar.

ERZÄHLER: Es ist wirklich ein sehr guter Anfang, wie er, ein paar Meter außerhalb von Cambridge, die sichtbare Welt ganz wie ein Buch betrachtet – eines, das in diesem Augenblick neu geschrieben wird.

ERZÄHLERIN: Die Kreideformationen, die es im Süden Englands reichlich gibt, laden dazu ein, so wie der Schnee. Weiße Kreide, weißer Pfad. White Horse Country. Die weißen Klippen von Dover. Und man schreibt damit natürlich auch.

ERZÄHLER: Es ist ein Buch, das man lesen kann, um sich die Welt vorzustellen, wie wir sie nur noch in seltenen, glücklichen Situationen erleben können. Eine Archäologie des eben noch Sichtbaren. Ein Reiseführer ist es nicht.

ERZÄHLERIN: Brauchst du Reiseführer? Ich dachte, Du fährst lieber drauflos.

ERZÄHLER: Als ich im letzten Jahr in Süditalien war, dachte ich daran, Goethes „Italienische Reise“ mitzunehmen.

ERZÄHLER: Sag bloß, Du hast diesen Klassiker nie gelesen?

ERZÄHLER: Damals nicht, jetzt schon.

MUSIK: Schubert, D 764, „Der Musensohn“, Klaviervorspiel freistehend, dann wegziehen unter:

SPRECHER 2 [LIEST GOETHE]: Rom, den 1. November 1786. Ja, ich bin endlich in dieser Hauptstadt der Welt angelangt! Wenn ich sie in guter Begleitung, angeführt von einem recht verständigen Manne, vor funfzehn Jahren gesehen hätte, wollte ich mich glücklich preisen. Sollte ich sie aber allein, mit eignen Augen sehen und besuchen, so ist es gut, daß mir diese Freude so spät zuteil ward. Über das Tiroler Gebirg bin ich gleichsam weggeflogen. Verona, Vicenz, Padua, Venedig habe ich gut, Ferrara, Cento, Bologna flüchtig und Florenz kaum gesehen. Die Begierde, nach Rom zu kommen, war so groß, wuchs so sehr mit jedem Augenblicke, daß kein Bleiben mehr war, und ich mich nur drei Stunden in Florenz aufhielt. Nun bin ich hier und ruhig und, wie es scheint, auf mein ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl sagen, ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen sieht, das man teilweise in- und auswendig kennt. Alle Träume meiner Jugend seh' ich nun lebendig (...).

ERZÄHLER: Er kommt eben an und weiß schon alles?

ERZÄHLERIN: Das liegt daran, dass sein Vater ihm so viel von Rom erzählt hatte, der dort als junger Mann war und sich sehr begeisterte, und dass Goethe natürlich endlos viel über Rom gelesen hatte, all die Kupferstiche kannte usw. Es war damals sicher die meistbeschriebene Stadt der Welt. Und es ging mir ähnlich, als ich erstmals in New York war und dachte, das kenne ich doch alles schon aus Filmen. Es dauerte dann ein paar Tage, bis ich anfing, genauer zu erkennen, wie es wirklich ist.

ERZÄHLER: War es nicht Goethe, der gesagt hat: Man sieht nur, was man weiß?

ERZÄHLERIN: Exakt. Das war früher auch der Werbespruch der DuMont-Kunstreiseführer.

ERZÄHLER: Mit denen ich mich immer schwergetan habe. All die trockenen Beschreibungen von Kirchen und Kunstschatzen wirken doch eher sedierend. Aber ich denke, Goethe beschreibt mit diesem Spruch sehr genau das Problem, das ich mit der Lektüre seiner „Italienischen Reise“ habe. Ich hatte mir dieses Buch nämlich völlig anders vorgestellt. Nicht so beschreibungsfaul. Andauernd findet er etwas „unbeschreiblich“ oder behauptet, es lohne sich nicht, näher darauf einzugehen.

SPRECHER 2 [Liest Goethe]: Das Karneval in Rom muß man gesehen haben, um den Wunsch völlig loszuwerden, es je wiederzusehen. Zu schreiben ist davon gar nichts, bei einer mündlichen Darstellung möchte es allenfalls unterhaltend sein.

ERZÄHLERIN: Über den Römischen Karneval hat er dann ja bei seinem zweiten Aufenthalt sehr ausführlich geschrieben. Das Problem mit der „Italienischen Reise“ ist aber, dass er sie erst nach Jahrzehnten als Buch für ein Publikum eingerichtet hat. Dabei griff er auf die Briefe zurück, die er an seine Freunde in Weimar geschrieben hatte, an Charlotte von Stein, Herzog Carl August und das Ehepaar Herder. Ihnen wollte er nicht haarklein nacherzählen, was in dem dreibändigen Baedeker stand, den er mit sich führte. Und diese Briefe waren von Anfang an alles andere als authentische Zeugnisse seiner Erlebnisse und Erfahrungen. Er war ja ausgerissen, hatte sich unerlaubt vom Weimarer Hof entfernt. In den Briefen will er immer gut Wetter machen, damit sie ihn hinterher wieder in Gnaden aufnehmen.

ERZÄHLER: Wie lange war er nochmal in Italien? Anderthalb Jahre?

ERZÄHLERIN: Eindreiviertel sogar. Nun gut, er konnte sich das leisten, weil er Goethe war.

ERZÄHLER: Das vergisst er leider an keiner Stelle. Ich habe besonders die Kapitel über Neapel gelesen, weil ich dort selber war, über die Orte am Golf von Neapel, Pompeji, Paestum. Als ich nach Paestum kam, zu dieser einzigartigen griechischen Tempelanlage in der sumpfigen Niederung des Flüsschens Sele, am Golf von Salerno, war ich regelrecht aufgeregt, weil ich hohe Erwartungen hatte, von denen ich fürchtete, sie könnten nur enttäuscht werden.

ERZÄHLERIN: Woher kamen diese Erwartungen?

ERZÄHLER: Aus einem kleinen Reclam Leipzig-Band mit wunderbaren Schwarzweißfotos aus den vierziger Jahren, die diese Tempel zeigen, sonnenbeschienen und ohne einen Menschen. Sehr weiße Säulen, die scharfe Schatten werfen, weißer Sand, weißer Pfad, von Gras überwuchert. Als hätte sie außer dem Fotografen noch kein Mensch gesehen. Mir war schon klar, dass ich sie so nicht würde sehen können, das kann man nicht, wenn man als einer von tausend Touristen kommt. Aber ich bin doch lange genug darum herum gegangen, bis ich mich zumindest in den am weitesten oben gelegenen der drei, den Athena-Tempel, auf eine gewisse Art verlieben konnte. Ich machte dann ein Foto nach

dem anderen von ihm. Aber Goethe scheint ihn nicht einmal gesehen zu haben, sondern mokiert sich über die beiden anderen Tempel, weil ihm deren Säulen, mit einem Wort, zu dick sind.

SPRECHER 2 [LIEST GOETHE]: Nun sind unsere Augen und durch sie unser ganzes inneres Wesen an schlankere Baukunst hinangetrieben und entschieden bestimmt, so daß uns diese stumpfen, kegelförmigen, enggedrängten Säulenmassen lästig, ja furchtbar erscheinen. Doch nahm ich mich bald zusammen, erinnerte mich der Kunstgeschichte, gedachte der Zeit, deren Geist solche Bauart gemäß fand, vergegenwärtigte mir den strengen Stil der Plastik, und in weniger als einer Stunde fühlte ich mich befreundet, ja ich pries den Genius, daß er mich diese so wohl erhaltenen Reste mit Augen sehen ließ, da sich von ihnen durch Abbildung kein Begriff geben läßt. Denn im architektonischen Aufriß erscheinen sie eleganter, in perspektivischer Darstellung plumper, als sie sind, nur wenn man sich um sie her, durch sie durch bewegt, teilt man ihnen das eigentliche Leben mit, man fühlt es wieder aus ihnen heraus (...).

ERZÄHLERIN: Aber ist das denn nicht sehr nachvollziehbar, geradezu vorbildlich, wie er hier durch ruhiges, nachdenkliches Betrachten seine Vorurteile ändert?

ERZÄHLER: Mich stört einfach der gespreizte Gestus, was er alles an Bildung aufführt, wo man doch schlicht sagen könnte: Man muss in diesen Tempelanlagen herumwandern, sie in Bewegung sehen. Goethe muss alles auf den Begriff bringen. Darum kreist eigentlich diese ganze italienische Reise. Er will schon nach ein paar Tagen „Rom auf den Begriff bringen“, und in Sizilien erklärt er, man habe von Italien „gar keinen Begriff“, wenn man nicht dort gewesen sei.

ERZÄHLERIN: Es beschäftigt ihn in dieser Zeit eben sehr, hinter den Erscheinungen eine Urform zu finden, aus der sich ihre Vielgestaltigkeit ableiten lässt. Daher auch die etwas absurde Suche nach der „Urpflanze“, nach der er immer Ausschau hält. Das hindert ihn sogar am Dichten.

SPRECHER 2 [LIEST GOETHE]: Palermo, Dienstag, den 17. April 1787. Es ist ein wahres Unglück, wenn man von vielerlei Geistern verfolgt und versucht wird! Heute früh ging ich mit dem festen, ruhigen Vorsatz, meine dichterischen Träume fortzusetzen, nach dem öffentlichen Garten, allein eh' ich mich's versah, erhaschte mich ein anderes Gespenst, das mir schon diese Tage nachgeschlichen. Die vielen Pflanzen, die ich sonst nur in Kübeln und Töpfen, ja die größte Zeit des Jahres nur hinter Glasfenstern zu sehen gewohnt war, stehen hier froh und frisch

unter freiem Himmel, und indem sie ihre Bestimmung vollkommen erfüllen, werden sie uns deutlicher. Im Angesicht so vielerlei neuen und erneuten Gebildes fiel mir die alte Grille wieder ein, ob ich nicht unter dieser Schar die Urpflanze entdecken könnte. Eine solche muß es denn doch geben! Woran würde ich sonst erkennen, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sei, wenn sie nicht alle nach einem Muster gebildet wären?

ERZÄHLER: Er war auf dem besten Weg, ein Nerd zu werden. Die lebendige Fülle der Phänomene bekam er so nicht in den Griff. Ich bin von seinen Landschaftsschilderungen fast immer enttäuscht.

SPRECHER 2 [LIEST GOETHE]: Wenn ich Worte schreiben will, so stehen mir immer Bilder vor Augen des fruchtbaren Landes, des freien Meeres, der duftigen Inseln, des rauchenden Berges, und mir fehlen die Organe, das alles darzustellen.

ERZÄHLER: Aber wenn ich seine Gedichte lese, dann stimmt das doch gar nicht. Da findet er die Worte, damit wir als seine Leser Bilder vor Augen haben, und er findet sie gut. „Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen“? Schon in diesem einen, wenn auch leicht abgedroschenen Vers ist so viel Italien, unverwüstlich und weit über die wenigen Silben hinaus. Als ich an der Amalfi-Küste lang fuhr, konnte ich die Zitronenbäume gar nicht sehen, ohne an diesen Vers zu denken.

ERZÄHLERIN: Also sieht man doch nur, was man weiß?

ERZÄHLER: Es ist nicht eigentlich ein Wissen, das der Vers gibt. Es geht nicht darum zu wissen, ob in Italien oder sonst wo die Zitronen blühen. Aber dass wir sie sehen können, ohne dort zu sein, das ist am Vers die Kunst. Als ich an der Amalfi-Küste fuhr, dachte ich nicht an die Zitronenbäume, bis ich sie sah. Der Goethe der „Italienischen Reise“ aber scheint beinah kein Dichter zu sein. Er zählt auf, was es zu sehen gibt, wie auf einer Ansichtskarte, aber er erweckt es nicht zur Anschaulichkeit.

SPRECHER 2 [LIEST GOETHE]: Unter uns das Meer, im Angesicht Capri, rechts der Posilippo, näher der Spaziergang Villa Reale, links ein altes Jesuitengebäude, weiterhin die Küste von Sorrent bis ans Kap Minerva. Dergleichen möcht' es wohl in Europa schwerlich zum zweiten Male geben, wenigstens nicht im Mittelpunkte einer großen, bevölkerten Stadt.

SPRECHER 1 [LIEST BRINKMANN]: Man müßte es machen wie Göthe, der Idiot: alles und jedes gut finden. Was der für eine Selbststeigerung gemacht hat, ist

unglaublich, sobald man das italienische Tagebuch liest: jeden kleinen Katzenschiß bewundert der und bringt sich damit ins Gerede.

ERZÄHLERIN: Das ist Brinkmann, ja? Der immer zornige, früh verstorbene Brinkmann?

ERZÄHLER: Eben der. Rolf Dieter Brinkmann, Lyriker, als Stipendiat in der Villa Massimo in Rom, Ende 1972. Ich kann ihn gut verstehen. Aber er liest auch wieder nicht genau. Er hat wohl nur sehr flüchtig in die „Italienische Reise“ hineingelesen, beinah geniert er sich dafür.

ERZÄHLERIN: Sicher lag das Buch in der Villa Massimo irgendwo herum.

SPRECHER 1 [LIEST BRINKMANN]: Ich hab mal aus Neugierde hineingeschaut gestern Nacht, vor allem aber deswegen, um zu sehen, was er über Karl Philipp Moritz geschrieben hat, den er hier in Rom traf.

ERZÄHLER: Goethe lobt ja längst nicht alles, er schimpft auch immer wieder, sehr deutsch, über den Dreck überall auf den Straßen. Und wofür ihm jedes Verständnis abgeht, das ist der Katholizismus, um den er in Italien nicht herumkommt. Kaum in Rom, geht er schon in eine Papstmesse. Und ist entsetzt, dass der Papst keine schöne Rede hält, sondern still zelebriert, „sich wie ein gemeiner Pfaffe gebärdend und murmelnd“. Bei einer großen Prozession in Palermo ist es ihm dann wieder zu laut.

ERZÄHLERIN: Gibt es denn so gar nichts, was an Dir an der „Italienischen Reise“ Eindruck gemacht hat?

ERZÄHLER: Doch, das gibt es schon. Das sind die Schilderungen vom Vesuv, mehrmals steigt er dort oben herum, zusammen mit seinem ortskundigen Begleiter, dem Maler Tischbein, um das Gestein zu untersuchen, Proben mitzunehmen.

ERZÄHLERIN: Er war zeitlebens ein begeisterter Geologe. Dieser Passion konnte er am Vesuv nachgehen. Der Vulkan war tätig, rauchte immer mal wieder. Und am letzten Abend, den er bei einer Herzogin verbringt, wird er belohnt.

SPRECHER 2 [LIEST GOETHE]: Neapel, Sonnabend, den 2. Juni 1787. (...) Die Dämmerung war schon eingebrochen, und man hatte noch keine Kerzen gebracht. Wir gingen im Zimmer auf und ab, und sie, einer durch Läden verschlossenen Fensterseite sich nähernd, stieß einen Laden auf, und ich erblickte, was man in

seinem Leben nur einmal sieht. Tat sie es absichtlich, um mich zu überraschen, so erreichte sie ihren Zweck vollkommen. Wir standen an einem Fenster des oberen Geschosses, der Vesuv gerade vor uns; die herabfließende Lava, deren Flamme bei längst niedergegangener Sonne schon deutlich glühte und ihren begleitenden Rauch schon zu vergolden anfang; der Berg gewaltsam tobend, über ihm eine ungeheure feststehende Dampfwolke, ihre verschiedenen Massen bei jedem Auswurf blitzartig gesondert und körperhaft erleuchtet. Von da herab bis gegen das Meer ein Streif von Gluten und glühenden Dünsten; übrigens Meer und Erde, Fels und Wachstum deutlich in der Abenddämmerung, klar, friedlich, in einer zauberhaften Ruhe.

AB HIER: MUSIK, Schubert, D 259, „An den Mond“, nur Klaviervorspiel, unter:

SPRECHER 2 [LIEST GOETHE]: Dies alles mit einem Blick zu übersehen und den hinter dem Bergrücken hervortretenden Vollmond als die Erfüllung des wunderbarsten Bildes zu schauen, mußte wohl Erstaunen erregen.

ERZÄHLER: Hier ist es die Kraft der Schilderung, die Erstaunen erregt. In dieser Dichte der Bilder. Als wir zwei Tage in Torre Annunziata wohnten, das Goethe auch irgendwo erwähnt, hatten wir von einem etwas schwindelerregend hoch gelegenen Balkon aus den Berg direkt vor Augen, und die Silhouette von Capri im Rücken, aber es war nur dunstig und kein Denken an einen solchen Ausblick.

ERZÄHLERIN: Im dichten, bildlichen Erzählen lässt der Text das tatsächlich Gesehene weit hinter sich. Und deshalb ist man im Lesen *dort*, ohne genau sagen zu können, wo das eigentlich ist. Das kann nur Literatur. Deswegen hatte ich Dir empfohlen, einmal den russischen Schriftsteller Iwan Bunin zu lesen. Seine Reisebilder aus dem Nahen Osten müssten Dir eigentlich gefallen.

SPRECHER 1 [LIEST BUNIN]: Der zweite Tag auf dem verlassenen Schwarzen Meer.

Anfang April, am Morgen ist es frisch und bewölkt. Die Luft ist durchsichtig, die Farben sind ein wenig wild.

Ein Sturm rotbeiniger Möwen begleitete uns gestern lange Zeit dahin, spähte auf die langgezogene Malachitspur hinter dem Heck. Die niedrigen, flachen Ufer Neuußlands verschwanden noch am Mittag. Gegen Abend waren auch die Möwen verschwunden ...

Quocumque adspicias nihil est nisi pontus et aer ...

Der graublau-purpurrote Sonnenuntergang war kalt und trübe. Das Lämpchen, das noch beim Licht des Sonnenuntergangs an der Mastspitze aufgeflammt war, brannte trist wie ein Grablicht. Ein unangenehmer Wind, der von Steuerbord kräftig blies, hatte frühzeitig alle von Deck vertrieben, und der klobige schwarze Schornstein schrie heiser und stieß Rauchknäuel in den Wind. Die Nacht mit dem trübleichen Mond und den verschwommenen Schatten, die von den Wanten und dem Rauch kaum zu unterscheiden waren, war noch kälter...

ERZÄHLER: Hier, bei dieser Überfahrt von Odessa nach Stambul, bin ich von Anfang an dabei. Wirklich an Bord. Die Bewegung des Schiffes teilt sich den Sätzen mit, die ansteigende Aufregung des Unterwegsseins. Da stört auch nicht, dass er einen lateinischen Satz einschleibt.

ERZÄHLERIN: „Wohin ich auch schaue, überall nur Meer und Luft.“ Das ist Ovid. Der war am Schwarzen Meer in der Verbannung.

ERZÄHLER: Bunin streut das ein, aber setzt nicht sofort zum belehrenden Exkurs an. Der Betrachter drängt sich nicht vor seine Bilder. Er lässt sie zu uns sprechen ohne Bedenkenträgerei. Wenn ich daran denke, dass Goethe auf der Überfahrt nach Sizilien in der Kabine blieb ...

ERZÄHLERIN: War er nicht seekrank?

ERZÄHLER: Ach, er überarbeitete den „Tasso“ und muss das natürlich mitteilen. Und die Seekrankheit behandelte er mit Rotwein und Weißbrot.

ERZÄHLERIN: Goethe hatte in Italien eine Krise, er zweifelte, suchte nach seiner wahren Rolle. Ein legitimer Grund, um auf Reisen zu gehen. Als Iwan Bunin 1907 von Odessa aufbrach, geschah es aus purer Reiselust und er war höchstwahrscheinlich glücklich. Mit ihm reiste Wera Muromzewa, seine künftige zweite Frau, die er erst seit kurzem kannte.

ERZÄHLER: Wenn das der Grund seiner Freude war, dann hat er sie als positive Kraft mit seinen Eindrücken verschmolzen, die er in „Der Sonnentempel“ auf fast schon filmische Weise vermittelt.

BASAR-ATMO, UNTER:

SPRECHER 1 [LIEST BUNIN]: Nahe bei einer kleinen, halbverfallenen Moschee in Skutari – diesem uralten Chan aller Karawanen Asiens –, auf einem staubigen Basar, umgeben von Kaffeehäusern, aus denen die Rauchschwaden der mit

siedendem Hammeltalg begossenen Feuerbecken wabern und wo die Kaftane der dicken, mit großen Turbanen angetanen Wirte bunt leuchten, sieht man nicht selten ein schmutzig-schiefergraues Knäuel aus einem Kamel und einem Treiber, letzterer mit noch größerem Turban und Schaffelljacke. Auf der Hauptstraße von Skutari gibt es Kaffeehäuser, die sauberer sind, wo es sich bei einem Täßchen Kaffee auf den langen, mit buntem Kattun bespannten Diwanen so süß träumen läßt und man dabei einer Katze sachte über den Rücken streichen kann, das eine Bein, im Schuh, auf den Boden und das andere, im Strumpf, auf die Sitzfläche gestellt. In den Gassen von Skutari, zwischen Bäckereien, Sattlereien und kleinen Läden voller Kupferköpfe zum Glätten der Feze, zwischen kahlen, in Staub und Eselsmist umherstreunenden Hunden, blühen in den heißen, lieblichen Tagen des zeitigen Meeresfrühlings die dunkelgrünen Platanen mit rosa Wachskerzen, hinter uralten Gartenmauern schimmern schneeweiß blühende Obstbäume, lugt der mit blutrot und lila Farbe übersäte kahle Judasbaum hervor ...

ERZÄHLER: Bunin schaut die Dinge um ihrer selbst willen an, es kommt ihm gar nicht in den Sinn, sie auf einen abstrakten Begriff zu bringen. Er ist süchtig nach der Ferne: weil sie bewirkt, dass wir mit allen Sinnen aufnehmen, was die Routinen der Wahrnehmung uns im Alltag verschließen.

ERZÄHLERIN: Es ging ihm nicht nur um die Ortsveränderung, sondern um das ganz Andere, das er bevorzugt im Süden suchte. Es ging ihm um Ursprünge. Es waren besonders die Länder des östlichen Mittelmeers und des Vorderen Orients, die ihn reizten. Die ältesten Kulturgegenden, vom Bosphorus bis an den Nil, von der Akropolis bis Jerusalem und Baalbek. Allein in Istanbul, oder Stambul, wie es damals hieß, soll er dreizehnmal gewesen sein. Damals war es noch die Hauptstadt des Osmanischen Reiches, Sitz des Großherrn.

ERZÄHLER: Nicht umsonst erinnern mich seine Reisebilder an Karl May. „Durch die Wüste“. „Von Bagdad nach Stambul.“ „Der Sonnentempel“ – das könnte auch ein Band aus dieser Reihe sein. Wie Bunin zufällige Begegnungen schildert, das könnte so auch bei Karl May stehen.

ERZÄHLERIN: Mit dem Unterschied, dass May die Reisen, die er schildert, in Wahrheit nie antrat.

ERZÄHLER: Er hat sich viel angelesen aus zeitgenössischen Reiseberichten und den Rest erledigte die Phantasie. Sie bewirkte, dass Generationen von Lesern mit seinen „Reiseerzählungen“ aufwuchsen und sich so eine Ferne vorstellten, die sie

nie kennenlernten. Mein Bild von der islamischen Welt, vom wilden Kurdistan und den Schluchten des Balkan verdanke ich ursprünglich ihm.

ERZÄHLERIN: Um 1900 gab es in Europa eine große Islam-Faszination, auch Frauen wurden von ihr gepackt. Wie Isabelle Eberhardt, eine Schweizerin. Sie verliebte sich in einen jungen Moslem und ging mit zwanzig Jahren nach Nordafrika. Sie konvertierte zum Islam, ordnete sich aber nicht unter. Sie besuchte die heiligen Stätten, auch Bars und Bordelle, und führte ein freies, unangepasstes Leben. Sie schor sich die Haare kurz und trug Männerkleidung, um unbehelligt reisen zu können. Kaufte sich einen Araberhengst und ritt allein in die Sahara. Sie schrieb Tagebücher und verfasste Reiseberichte, die erst nach ihrem Tod gedruckt wurden. Sie wurde nur 27 Jahre alt.

SPRECHERIN [LIEST ISABELLE EHRHARDT]: Ich hatte eben eine jener seelischen Krisen durchgemacht, aus denen man mit geschundener Seele hervorgeht, in sich gekehrt und für lange Zeit unfähig, angenehme Empfindungen aufzunehmen, und nur für den Schmerz zugänglich ... Und trotzdem, von den vielen Reisen, die ich gemacht habe, war dieser Aufenthalt im tunesischen Sahel vielleicht der unbeschwerteste. Kaum saß ich im Zug nach Sousse, als sich eine Art plötzlicher Entspannung meiner bemächtigte ... Und ich verließ Tunis mit der großen Begeisterung des Aufbruchs.

MUSIK: Emily Barker, „Nostalgia“ (aus: The Toerag Sessions), anspielen, wegziehen unter:

SPRECHERIN [LIEST ISABELLE EHRHARDT]: Der Zug fährt los, langsam, träge, hält in jedem Nest, an schönen, pflanzenumrankten Bahnhöfen. Zuerst kommt Radès-Ez-Zahra, noch ganz in der Nähe, mit seinen kleinen, weißen Häusern am Strand, wo sich die Wellen brechen, und dahinter dehnt sich das weite Meer aus, während im Nordosten der unbewegliche Spiegel des Sees glänzt. Dann kommt Hammam-Lif, wo die reichen Muslims die Sommerfrische verbringen. Weiter geht's, und der Zug entfernt sich von der Küste und dringt ins offene Land ein. Hier entdeckte ich mit Entzücken das vertraute Bild der nordafrikanischen Landschaft: rötliche Hügel, goldene Stoppelfelder, graue Weiden, Herden und Nomadenhirten ... Da und dort die unbewegliche und skurrile Silhouette eines Kamels ... Dazwischen überquert der Zug eine Eisenbahnbrücke, die einen unbekanntem, von der Sommerhitze ausgetrockneten und von blühenden Oleandern überwucherten Oued überspannt.

ERZÄHLERIN: In einem solchen Oued oder Wadi, einem trockenen Flussbett, das bei plötzlichen Regenfällen zum reißenden Wasser werden kann, kam sie ums Leben. Das war im algerischen Aïn Sefra, am 21. Oktober 1904. Ein französischer General barg die Manuskripte, die sie bei sich führte.

ERZÄHLER: Ich muss gestehen, ich wusste nichts von ihr.

ERZÄHLERIN: Historische Reiseliteratur von Frauen ist rar, oder schwer aufzutreiben. Sie kommen meist nur als Begleiterinnen vor, wie Bunins zweite Frau Wera. An der Seite ihres Mannes konnte sie sich frei bewegen.

ERZÄHLER: Es muss eine sehr aufgeräumte Stimmung auf ihren Orientreisen geherrscht haben. Zumindest wirkt es beim Lesen so.

ERZÄHLERIN: Bei Bunin verbindet sich die Freude an seiner lebendigen Art zu erzählen mit dem hoch instruktiven Einblick in das, was wirklich zu sehen und zu bereisen war in dieser Weltregion zu Anfang des 20. Jahrhunderts, kurz bevor der Erste Weltkrieg alles veränderte. Es sind Reiseberichte aus der Schlussphase der Belle Epoque. Noch ist deren Ende nicht abzusehen, und so spürt man aus Bunins Schilderungen die Euphorie über eine dem Neugierigen offenstehende Welt voller Geheimnisse. Es ist besonders das Heilige Land, das ihn fasziniert, Palästina, wo in diesen Jahren die ersten jüdischen Siedlungen entstanden. Und dort reist er der Bibel nach, vergleicht, was in den Schriften steht mit dem, was er dort sehen kann. Er besucht Hebron, Jerusalem, Jericho, Nazareth, das Tote Meer, den See Genezareth. Ein Höhepunkt seiner Erkundungen ist der Sonnentempel von Baalbek in der Bekaa-Ebene, zwischen den Bergketten des Libanon und des Antilibanon.

SPRECHER 1 [LIEST BUNIN]: Land mythischer Stämme, Heimat Adams, Heiligtum der Sonne! Diese Niederung – sie umfaßt ungefähr einhundertfünfzig Werst – heißt seit undenklichen Zeiten Beka, d.h. Land oder Tal. Baalbek ist also „das Tal Baals, der Sonne“. Das Wort Syrien – ein Sanskrit-Wort – bedeutet auch wieder Sonne. Aber damit nicht genug: Dieses Tal, Mittelpunkt des Sonnenkults, ist außerdem mit dem Namen von Ra verbunden, dessen Nähe zu Baalbek in der Antike unstreitig war.

ERZÄHLER: Anders als der Goethe der „Italienischen Reise“ schreibt Bunin für ein Publikum. Er setzt Wissen nicht voraus, sondern macht es zugänglich. Und dann fiel mir beim Lesen auf, was ich fast vergessen hatte: Ich habe diese Ebene einmal

mit eigenen Augen gesehen. Es war in den neunziger Jahren. Von Beirut aus fuhren wir hoch zu den Libanon-Zedern, die Bunin ebenfalls beschreibt. Und von der Höhe des Gebirges sahen wir in die Bekaa-Ebene herab, die ich nur aus den Nachrichten kannte, weil sich dort, wenn ich recht erinnere, schiitische Hisbollah-Milizen sammelten, die gegen Israel kämpften. Ich wunderte mich, wie grün diese Ebene war, von der ich angenommen hatte, sie sei eine Wüste. Und ich sah bis zum See Genezareth nach Israel hinein. Mythische Vorstellungen kamen dabei ganz von selbst, als hätte mich der Versucher auf diesen Berg geführt ...

SPRECHER 1 [LIEST BUNIN]: Es war still und frisch. Fünftausend Fuß sind weiß Gott keine Höhe, doch der Gedanke, im Libanon zu sein, war erregend. Und vor uns das Tal der Sonne, das Tal Aven, Cölesyrien. Wir setzten uns wieder in Bewegung und fuhren nun mit schwindelerregender Schnelligkeit. Donnernd tauchten wir wieder in einen endlos langen Tunnel ein. Als dieses Donnern abbrach, wurden wir geblendet vom Licht und begriffen nicht sogleich, was da vor uns glänzte wie das Meer.

ERZÄHLER: Wenn ich das lese, bilde ich mir ein: Klar, durch diesen Tunnel bin ich auch gefahren. Und dann die sonnenüberglänzten Landschaften, das Gefühl von Ferne und von Süden – das ist vielleicht das, weswegen man überhaupt reist. Oder: weswegen man liest. Etwas in der Art muss kommen in einem Buch, damit es mich ganz kriegt.

ERZÄHLERIN: Es kommt auch bei Joseph Roth. Er hat 1925 ein schmales Buch geschrieben, das „Die weißen Städte“ heißt, aber nicht veröffentlicht werden konnte. Er schildert darin die Städte im Süden Frankreichs, die er als Journalist bereiste, als er Korrespondent der „Frankfurter Zeitung“ in Paris war. Darunter Lyon, Arles, Avignon und Marseille. Diese Städte waren für ihn ein Sehnsuchtsziel. Wie tief diese Sehnsucht war und woher sie rührte, ist immer noch ergreifend zu lesen.

SPRECHER 2 [LIEST JOSEPH ROTH]: Als ich dreißig Jahre alt war, durfte ich endlich die weißen Städte sehen, die ich als Kind geträumt hatte. Meine Kindheit verlief grau in grauen Städten. Meine Jugend war ein grauer und roter Militärdienst, eine Kaserne, ein Schützengraben, ein Lazarett. Ich machte Reisen in fremde Länder – aber es waren feindliche Länder. Nie hätte ich früher gedacht, daß ich so rapid, so unbarmherzig, so gewaltsam einen Teil der Welt durchreisen würde, mit dem Ziel zu schießen, nicht mit dem Wunsch zu sehen. Ehe ich zu leben angefangen hatte,

stand mir die ganze Welt offen. Aber als ich zu leben anfing, war die offene Welt verwüstet.

ERZÄHLERIN: Treffender kann man den Umschwung vom freien Reisen in der Belle Epoque zur unfreiwilligen Welterkundung der Kriegsteilnehmer nicht benennen.

ERZÄHLER: Roth war ein großer Autor. Bevor er Romancier wurde, war er Journalist. Er war sich nicht zu schade, als Berichterstatter durch die Lande zu reisen, er lebte schließlich auch davon. Die Entwurzelung, die er seit dem Ende der k.u.k.-Monarchie empfand, ließ ihn rastlos werden, er führte ein Leben aus dem Koffer. Zugleich war er ein unbestechlicher Beobachter. Er schrieb in kurzen Sätzen, die, ganz gleich, ob Reportage oder Roman, einen starken Sog ausüben.

SPRECHER 2 [LIEST JOSEPH ROTH]: Ich habe die weißen Städte so wiedergefunden, wie ich sie in den Träumen gesehen hatte. Wenn man nur die Träume seiner Kindheit findet, ist man wieder ein Kind.

Dies hatte ich nicht zu hoffen gewagt. Denn unwiederbringlich weit lag ja die Kindheit hinter mir, durch einen Weltbrand getrennt, durch eine brennende Welt.

ERZÄHLER: Man reist im Raum, weil man es in der Zeit nicht kann. Trotzdem hofft man, in der Ferne etwas wiederzufinden von der Vergangenheit.

ERZÄHLERIN: Roth liest seine Sehnsüchte in die Landschaft hinein. Das gelingt ihm, weil er, bei aller Genauigkeit im Detail, das Gesehene auch wieder elementar vereinfachen kann, wie ein Maler.

SPRECHER 2 [LIEST JOSEPH ROTH]: Das Antlitz einer Landschaft verändert sich oft und plötzlich. Nur die drei Grundfarben bleiben immer: weißer Stein, blauer Himmel, dunkles Grün der Gärten. (...) Wälder sind die Geheimnisse einer Landschaft. (...) Avignon aber könnte nicht zwischen Wäldern stehn. Avignon braucht Licht.

Avignon ist die weißeste aller Städte. Sie braucht keinen Wald. Sie ist ein steinerner Garten voll steinerner Blüten. Ihre Häuser, Kirchen und Paläste sind gewachsen und nicht gebaut. Noch um ihre klaren Formen webt ein Geheimnis. In ihren Mauern rauscht es wie in Wäldern. Ihr Stein ist weiß und grenzenlos tragisch wie alles Unermeßliche.

ERZÄHLER: Ich war vor zwei Jahren in Avignon, im heißen Sommer, und vom höchsten Punkt der päpstlichen Gärten aus konnte ich den Mont Ventoux in der

Ferne sehen. Daneben strömte die Rhone und die mitten im Fluss abgebrochene Brücke lag nahebei. Wenn ich daran denke, dann färbt sich die Erinnerung jetzt weiß, unter dem Eindruck der Lektüre.

ERZÄHLERIN: Solche Texte, die das Gesehene in dichterische Vorstellung übersetzen, haben eine ganz andere Kraft als die unzähligen Bilder, die sich jeder im Netz ansehen kann.

ERZÄHLER: Diese Bilder scheinen uns die Welt frei Haus zu liefern. In Büchern aber findet man Landschaften, die sich entziehen, man meint sie zu kennen, sie sind so ähnlich wie ... nein, wie ... aber es ist wie in Träumen, sie ergeben nie ein feststellbares Bild. Solche Landschaften finde ich bei Julien Gracq.

ERZÄHLERIN: Der Franzose? Erzähl mir von ihm.

ERZÄHLER: Er kam vom Surrealismus her, veröffentlichte 1938 einen ersten Roman. Dann kam der Zweite Weltkrieg. Gracq war zwischen Oktober 1939 und Mai 1940 bei Boulogne und in Flandern eingesetzt und wartete auf den Überfall der Deutschen. Diese Phase des drohenden, aber noch nicht ausgebrochenen Krieges, die man in Frankreich als *drôle de guerre* bezeichnet, hat er sehr intensiv erlebt, sie wurde zur Blaupause seiner wichtigsten Bücher. Mit dem Roman „Das Ufer der Syrten“ wurde er berühmt, es ist auch das erste Buch, das ich von ihm las. Darin verlegt er das Warten auf den Krieg in ein imaginäres mediterranes Land und eine vergangene, nicht zu fixierende Zeit. Obwohl es ja ein Roman ist, konnte ich nicht aufhören, mir beim Lesen immer die Frage zu stellen, wo und wann das alles „spielt“. Ich stellte mir eine Landkarte vor von Ländern, die es niemals gab. Es gibt da eine Seerepublik namens Orsenna, die an Venedig erinnert, und einen Feind, dessen Reich vielleicht in Nordafrika liegt. Der Protagonist ist auf einem südlichen Vorposten von Orsenna stationiert und aus lauter Übermut quert er zu Schiff die Linie, die die Machtbereiche trennt, und weckt so den eingeschlafenen Krieg wieder auf. Das zu lesen war wie selbst auf dem offenen Meer zu sein, in einem südlichen Gewässer, unter der Sonne.

SPRECHER 1 [LIEST GRACQ]: Vor uns erhob sich eine Rauchwolke, deutlich auf dem schon östlich verdämmernden Himmel. Eine merkwürdig unbewegliche Rauchwolke, die auf dem Horizont klebte. Ein dünner, gerade aufsteigender Rauchfaden verdickte sich im Höherschweben, schoß plötzlich in einer flachen rußigen Blütenkrone auseinander, die weich im Abend hing mit sanft vom Wind gewölbtem Rand. So zäh und festgebannt war kein Schiffsrauch. Wohl glich sie

dem erschöpften Rauch, der an stillen Abenden sehr hoch über einem verlöschenden Herdfeuer hängt, aber dennoch schien sie seltsam in sich bewegt, und ihr Anblick erweckte ich weiß nicht welchen Gedanken an bösen Zauber und an Verhexung wie der randwärts hochgestülpte zerfaserte Hut von giftigen Pilzen, und wie sie schien diese Wolke gewachsen zu sein und mit einer wunderlichen Schnelligkeit sich des Horizonts bemächtigt zu haben. Plötzlich war sie dagewesen vor unseren Augen, ihre im Abendgrauen täuschende Reglosigkeit hatte sie wohl lange unsern Blicken entzogen gehabt. Ich starrte nach der Stelle, wo sich die Wurzel der Wolke erhob, und plötzlich glaubte ich über der wachsenden Nebelborte eine kaum sichtbare zweifache Schattenfaser zu entdecken, deren Sinn mir mein schlagendes Herz verriet.

ERZÄHLER: Es ist ein Vulkan, auf den sie zufahren, den sie bislang nur vom Hörensagen kannten, und daran merken sie, dass sie auf die feindliche Küste zufahren.

ERZÄHLERIN: Schon klar. Und der Vulkan ist natürlich zugleich eine Metapher für den brodelnden Konflikt. Es hat etwas von Phantastik, erinnert mich an den „Herrn der Ringe“, was ja letztlich auch eine große Reiseerzählung ist. So könnte auch Frodo den Schicksalsberg beschreiben. Aber Goethe hat den Vesuv wirklich gesehen, er hat ihn sich nicht ausgedacht. Ist das nicht doch eine wichtige Unterscheidung?

ERZÄHLER: Beim Schreiben gewiss. Beim Lesen verschwimmen die Grenzen, weil wir in beiden Fällen auf unser Vorstellungsvermögen angewiesen sind. Gracq interessierte sich immer weniger für Fiktionen. Er hat später nur noch Aufsätze und Notizen veröffentlicht. Zwei Dinge spielen darin eine Rolle: die Literatur und das Reisen. In dem Band „Der große Weg“ hat er beides versammelt. In lauter kurzen Aufzeichnungen ohne Überschrift. So stößt man unvorbereitet auf Schilderungen entlegener Landschaften, vor allem in Frankreich. Und wieder frage ich mich: Wo ist das? Kenne ich es?

SPRECHER 1 [LIEST GRACQ]: Was mich am meisten überraschte, als ich die Causses zum ersten Mal durchquerte, war die Fahlheit des Bodens in den Weiten des Hochlands, das in der Sonne erzitterte: alle erloschenen Farbtöne, welche der auslaugende Winterregen und die darauf folgenden Bisse der Hundstage einem Hirtenmantel nach zehn Jahren entlocken, breiten sich hier aus, so weit das Auge reicht: Rauchgrau, Brandgelb, verwaschener Rest und das stumpfe Weiß der

verschlissenen Flächen. Hier enthüllte sich mir zum ersten Mal – nachdem ich die düsteren, waldigen Hänge erklettert hatte, über die man von Mende aus zum Causse de Sauveterre gelangt – der farblose Süden.

ERZÄHLER: Der Causse de Sauveterre – eine Kalkhochebene im französischen Zentralmassiv. Dort war ich gewesen, kurz bevor ich die Stelle bei Gracq entdeckte. Ich war auf dem Weg in die Cevennen, die ich so lange schon sehen wollte, weil mir der Klang ihres Namens gefiel und weil es eine unvollendete Novelle von Ludwig Tieck gibt, „Der Aufruhr in den Cevennen“. Ich habe sie nie gelesen, der Reiz, der von dem Wort Cevennen und der Vorstellung eines einsamen Wald- und Berglands ausging, zog mich an, und der Sog des Ortes war stärker als der des Buches. Auch ich spürte, wie hier die Waagschale zwischen Norden und Süden kippt, die in der Auvergne, der Mitte Frankreichs, noch ausbalanciert ist. Hier begann der Midi, die sonnendurchströmte lateinische Welt. Von der Höhe des Causse sah ich den tief in den Kalk geschnittenen Fluss Tarn. Auch diesen Blick finde ich bei Julien Gracq wieder.

SPRECHER 1 [LIEST GRACQ]: Der Tarn, tief unten in seinem eng eingeschnittenen Tal, ähnelt einem Edelsteinsplitter auf dem Boden eines ausgeglühten Schmelzriegels. Man spürt, daß sich die ganz riesige, überhängende Masse der Kalkhochfläche bis zum letzten Tropfen ausgepreßt hat – aber nicht zugunsten dieses geizigen und fast versiegten Wassers, sondern vielmehr für jene Essenz, die kostbar und konzentriert aus der Tiefe der Schlucht sickert wie der letzte Tropfen aus der Kelter.

Was ich immer vor mir sehe, wenn ich mich an diese hohen Plateaus erinnere, ist das Bild der sengenden Leere des Mittags über der Landstraße, das Bild der Felsvorsprünge an fernen Steilhängen, gefärbt wie Zigarrenasche und frischgeschorene Wolle, aufgelöst im glutofenheißen Blau. In der Tiefe der Schlucht, welche die Straße noch zusätzlich einschnürt, steigt einem das Verlangen, mit dem Wind auf den nackten Hochebenen zu laufen, wie starker Wein zu Kopf.

ERZÄHLERIN: Diese Prosa hat selbst etwas von einem starken Wein. Man sollte davon nicht zu viel auf einmal lesen.

ERZÄHLER: Es sind immer auch nur kurze Absätze oder wenige Seiten. Hochkonzentrierte Essenz.

ERZÄHLERIN: Und es sind nahezu immer menschenleere Landschaften, die beschrieben werden.

ERZÄHLER: Davon träumt doch jeder, der auf Reisen geht. Zumindest viele Großstadtbewohner. Ich sehe darin keine Menschenfeindschaft. Die wird eher vom Erlebnis überfüllter Metropolen geweckt. Wenn man im Louvre stundenlang Schlange steht oder sich im Sommer in Lissabon durch die Altstadtgassen drängelt. Die Sehnsucht ist doch immer, dort zu sein, wo die Dinge uns allein gehören. Weil es sowieso illusorisch ist, wie ich nicht nur bei den Tempeln von Paestum bemerkte. Aber Gracq war ein sehr zurückgezogener Mensch. Und der Geographie gehörte seine Leidenschaft. Er unterrichtete Geographie und Geschichte an einer Schule in Paris, viele Jahre, ohne dass seine Schüler wussten, dass er ein berühmter Autor war. Julien Gracq ist ein Pseudonym. An einer Stelle schreibt er, dass es sein Ziel sei, die Erde selbst zu beschreiben, zum Sprechen zu bringen. Sie ist der wahre Handlungsträger.

ERZÄHLERIN: Ein anderer, sehr zurückgezogener lebender Autor ist Peter Handke. Auch bei ihm findet man diesen Gestus – die Dinge selbst zum Sprechen zu bringen. Mir ist das ein wenig zu verschoben. Weltfremd, auf eine Art.

ERZÄHLER: Mir nicht. Von Handke liebe ich besonders die Journale. Tagebücher, die er seit Mitte der siebziger Jahre führt. Gedankensplitter, Momentaufnahmen. Arbeitsnotizen zu entstehenden Werken. Und immer wieder: Reiseschilderungen. Besonders in dem Band „Gestern unterwegs“, der Aufzeichnungen von 1987 bis 1990 enthält. Handke hatte damals seine Wohnung aufgegeben, reiste rastlos durch Europa und um die Welt. Er ist übrigens auch ein sehr genauer Menschenschilderer.

SPRECHER 2 [LIEST HANDKE]: Epidauros, gestern (27. Dezember 1987): die Frau, deren Profil, Nase, Stirn und vor allem auch der gesichtsumlaufende Mund, Profil *und* Vorderansicht in einem war, ähnlich wie vorgestern die Frauengesichter der Fresken von Mykene; und davor war mir die „Schau“ möglich, und ich erlebte mit der „Schau“ zugleich auch dieses Wort; in der Schau war ich ganz und nichts, und stand so unwillkürlich auf, als die Frau, von heute, in Fleisch und Blut wie nur irgend jemand, mit ihrer Gruppe wegging, und folgte ihr, bewegt von der Schau, solange ich konnte. Ganz Auge und ganz Ohr – nur so bin ich (da). Und dann die Schafherde in der halben Wildnis hoch über dem Amphitheater, mit einem wie unendlichen Bimmeln, eine tiefere Glocke darunter, selten dazwischenschallend,

die des Leittiers, die Verschiedenartigkeit all der Schafherden quer durch das Griechenland bis hierher, für die mir erstmals die Augen aufgingen, und dazu das ewig rupfende Vorangehen der Tiere, das Fressen als Arbeit.

ERZÄHLERIN: „Die Schau“, ich weiß nicht, ob ich so angeschaut werden möchte. „In der Schau war ich ganz und nichts“. Das ist schon sehr mystisch.

ERZÄHLER: Aber er sagt doch klar, was darunter zu verstehen ist: „Ganz Auge und ganz Ohr“. So zu sein, dass man in der Anschauung aufgeht. Für mich ist das vollkommen nachvollziehbar. Das ist ja die Sehnsucht, dass ein solches Aufgehen im Schauen möglich ist. Im Unterwegssein, indem man sich aussetzt. Und dann wird es im Schreiben wieder-holbar. Und was mir besonders gefällt ist, dass er nichts auslässt. Es gibt keine Zensur oder Hierarchie der Eindrücke. Das kulturgeschichtlich Interessante wie das Gesicht einer Frau, das ihn an Fresken aus Mykene erinnert, ist ebenso aufschreibenswert und deutungsfähig wie die kleinste Alltagsbeobachtung.

SPRECHER 2 [LIEST HANDKE]: Ein Bild Griechenlands: die an den Souvlakistäbchen Knabbernden hinter den Fenstern der Züge; und ein Hörbild: neben dem Klicken der Spielerwürfel das Knistern der Gasofen- und Kaminflammen; und ein Wortbild, allgegenwärtig: εν τάξει*, „in Ordnung“.

*[SPRICH: „en daxi“].

ERZÄHLERIN: Dazu muss man nun wieder griechische Buchstaben lesen können.

ERZÄHLER: Oder man erfreut sich nur am fremden Schriftbild, er übersetzt es ja sogleich. Interessant ist, dass es in diesen Journalen, die Handke tatsächlich zuerst nur für sich selbst geschrieben hat, nicht an einen Briefpartner noch für ein Publikum, so gut wie überhaupt nichts direkt Privates gibt. Man spürt zwar in nahezu jedem dieser Fragmente die Anwesenheit des Schriftstellers, der immer wieder das Gesehene auf ein Bild, eine Lektüre, einen Gedanken bezieht. Aber der Mensch, der allein unterwegs war und sein Gepäck von einem Ort zu einem anderen bringt, Unterkunft und eine warme Mahlzeit sucht, bleibt nahezu allgemein, ein Mensch schlechthin – deswegen kann ich mich sehr gut in diese Reisen einfinden, deren Routen nur ungefähr an Daten und Ortsnamen ablesbar sind. Ich lese in den Journalen wie in einem Gedichtband, ich schlage einfach irgendwo auf – und lasse mich ein.

SPRECHER 2 [LIEST HANDKE]: Ein riesenhafter alter Mann führte einen kleinen Jungen am Rand der Landstraße hinaus in die Felder, zum grünen Dreieck oder Zwickel dort, die Hand des Alten auf der Schulter des Jungen; sie gingen sehr langsam, Schritt für Schritt, einen Fuß vor den andern setzend, und ich sah dort Abraham und Isaak gehen, auf dem Weg zum Opfer. Als ich aber näher kam, war der alte Mann blind, ohne Augen, mit einer dunklen Brille, und mithilfe der Hand auf der Schulter des Kindes ließ er sich führen, und immer wieder hob er so im Gehen lächelnd den Kopf zum Himmel (das war heute in Massa im Friaul, zwischen den akazienrauschenden Collio-Hügeln).

ERZÄHLERIN: Ja, das ist schon nicht schlecht. Vielleicht etwas viel hineingesehen: Abraham und Isaak auf dem Weg zum Opfer. Auch die Weise, wie er seine Wahrnehmungen schildert, hat einen fast biblischen Ton: „Ich sah ...“

ERZÄHLER: Es ist „episch“, das ist Handkes Wort dafür. Ein hoher Anspruch und ein hoher Ton, aber dass ein Schriftsteller heute noch auf diese Weise die Welt sehen kann, ist für mich in gewisser Weise tröstlich. Und letztlich arbeitet auch jemand wie Robert Macfarlane daran, die Welt in einem alten, fast vergessenen Glanz zu zeigen.

ERZÄHLERIN: Aber der geht doch ganz anders vor. Er geht von den Gegebenheiten aus, nicht von einer „Wahrheit des Sehens“. Macfarlane bereist bestimmte Landschaftsräume wie Gebirge oder das Wattenmeer an der englischen Ostküste, im abbröckelnden Doggerland, an dem das Meer nagt, das immer weiter steigt. Das ist immer auch ökologisch relevant. Macfarlanes Reisebücher beschreiben Expeditionen, sie zeigen den gefährdeten Zustand des Planeten, auch wenn sie sehr literarisch sind.

ERZÄHLER: Ich finde, das ist nicht leicht zu trennen. Wie er etwa den Gang über das im Sonnenlicht spiegelnde Watt beschreibt, auf einem kaum wahrnehmbaren schmalen Pfad, wo jeder falsche Tritt gefährlich sein kann, musste ich an Kara Ben Nemsis Ritt über den Schott El-Dscherid denken, einen riesigen, lebensgefährlichen Salzsee in Tunesien, in Karl Mays „Durch die Wüste“.

ERZÄHLERIN: Du denkst aber auch immer an Karl May.

SPRECHER 1 [LIEST MACFARLANE]: Weiter und weiter liefen wir barfuß in diese Spiegelwelt hinaus. Ich schaute zurück zur Küste. Körnig flackerte die Luft wie eine alte Wochenschau. Der Deich war zu einem schmalen weißen Streifen

verglommen. Strukturen ohne erkennbaren Zweck – ein Gerüst aus weißen Stangen, flache Baracken – schienen an der Küste auf. Alle paar hundert Meter ließ ich eine weiße Muschel fallen.

ERZÄHLER: Mit den Muscheln markiert er den Weg, wie im Märchen – es ist eine ebenso praktische wie mythische Handlung. Spiegelwelt! Man sieht sich selbst darin.

MUSIK: Emily Barker, „Nostalgia“, anspielen, dann stehen lassen unter:

SPRECHER 1 [LIEST MACFARLANE]: In dieser Nacht schlief ich in einem jungsteinzeitlichen Schlafsaal auf einem Meeresgrund aus Kreide. Ich fand mein Nachtlager westlich des mittelalterlichen Dorfs Pirton, durch dessen Zentrum der Weg führt. Gegen neun Uhr verließ ich Pirton auf einem breiten und von hohen Hecken eingefassten Pfad, der offensichtlich seit Langem benutzt wurde, gesäumt von Heckenrosen, Schafgarbe, Kirschpflaume und Hauszwetschge. Erschöpfung und wunde Gelenke ließen mich schwanken wie einen landgängigen Seemann. Die Abendluft war immer noch heiß; der östliche Himmel tintenblau, orange der Westen. Der Kreidepfad, der das späte Licht anzog, glühte weißlich in der Dämmerung.

ERZÄHLERIN: Der weiße Pfad – das kann eine Gegebenheit in der Landschaft sein, eine staubige Straße im Sonnenlicht, ein Weg über helles Gestein.

ERZÄHLER: Aber auch ein Bild fürs Unterwegssein, für den Aufbruch ins Ungewisse, wohin auch immer die Reise geht ...

SPRECHER 1 [LIEST MACFARLANE]: Als ich einschlief, sah ich vor meinem geistigen Auge weißen Pfad auf weißem Pfad, ein wucherndes Wegegeflecht, das bis an die Küsten reichte, und weiter, weit darüber hinaus.

SPRECHERIN 2

Der weiße Pfad. Wie sich die Welt mit dem Buch bereisen lässt.

Von Norbert Hummelt.

Es sprachen: Stephanie Eidt, Bettina Kurth, Tonio Arango, Niklas Korth, Friedhelm Ptok.

Ton: Hermann Leppich.

Regie: Stefanie Lazai.

Redaktion: Jörg Plath.